

Hätten wir aber das Liebe nicht. Immer wieder sonntags kommt die Erfrischung: Josef Pieper verteidigt die Muße als Mittel gegen den Totalitarismus¹

Recht Unterschiedliches wird in den „Kulturphilosophischen Schriften“ des 1997 verstorbenen Philosophen Josef Pieper behandelt. Thema sind die geistig-kulturellen Bedingungen und Gefährdungen menschlicher Freiheit angesichts der Erfahrung des Totalitarismus. Es verbindet in den Jahren von 1948 bis 1980 entstandene Abhandlungen zur Theorie des Festes, zu Muße und religiösem Kult, zur Bedeutung der Universität, zu Sprache und Macht, Erkenntnis und Glück und zur Geschichtsphilosophie.

Piepers Versuch einer Aufhellung des Phänomens Totalitarismus nach dem Ende der Nazi-Herrschaft, unter der er das Verbot seiner Schriften hinnehmen mußte, die dennoch im Widerstand Bonhoeffers und der Weißen Rose wirkten, ist bestimmt von der Überzeugung, daß dessen geistige Voraussetzungen langlebiger als ihre nationalsozialistischen Auswirkungen und keineswegs nur in kommunistischen Regimes nach wie vor in Kraft sind. Als Kern totalitärer Gesellschaftsverfassungen sieht Pieper, dessen akademische Laufbahn mit soziologischen Untersuchungen zu Grundformen sozialer Spielregeln begann, eine Auffassung vom Menschen an, die diesen reduziert zum bloßen Träger gesellschaftlich bestimmter Nutzenfunktionen. Betrachtet man Gesellschaften darauf hin, wie sie faktisch von einer solchen Auffassung geprägt sind, zeigen sich totalitäre Züge weit über den Bereich offizieller Rassen- und Klassendoktrinen und verordneter Fünfjahrespläne hinaus an vermeintlich harmlosen Phänomenen: an einer Reform von Bildungseinrichtungen, einem Verständnis von Feiertag und Feierabend, einer Diskussion um Ladenschlußgesetze allein nach Kriterien wirtschaftlicher Effizienz. Jedes dieser Beispiele für sich genommen bedeutet zwar noch keinen gesellschaftlichen Totalitarismus. Pieper versteht sie jedoch als Ausdruck der Überzeugung, daß alle Aktivität, auch geistige, sich allein aus ihrem praktischen Nutzen legitimiere. Am Anfang des gesellschaftlichen Totalitarismus steht die totalitäre Haltung gegen sich selbst. Sie erkennt Pieper auch in den geistigen Fundamenten von Neuzeit und Moderne: Die formelle Absolutsetzung der instrumentellen Vernunft gehört zu den Motiven, die in ihren Ansatz mit eingehen. In der Legitimierung allen Erkennens allein aus seiner Dienstbarkeit für eine im wesentlichen als Naturbeherrschung verstandene Praxis sind sich Bacon und Descartes ebenso einig wie amerikanischer Pragmatismus und sowjetischer Marxismus.

¹ Unter diesem von der Redaktion gegebenen Titel in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 8.4.1999 erschienene Rezension von Josef Pieper: "Werke in acht Bänden". Band 6: "Kulturphilosophische Schriften". Hg. v. Berthold Wald. Felix Meiner Verlag, Hamburg 1999.

Was Pieper gegen eine solche Vereinnahmung verteidigt, ist das Eigenrecht einer grundsätzlichen Freiheit vom Maßstab praktischer Effizienz. Sie sieht er kulturell verwirklicht in Gestalt von Religion, Fest, Kunst und wissenschaftlicher Theorie. Er knüpft hierin an die antik-mittelalterliche Konzeption eines kulturell abgesicherten Bereichs der Muße an, die sich ihrem Wesen nach der Indienstnahme durch Praxis verweigert, deren Ermöglichung vielmehr das Ziel praktischen Tätigseins ist. Sie ist der Bereich, in dem sich menschliches Glück realisiert. Mit Platon, Aristoteles, Augustin und Thomas von Aquin teilt Pieper die Auffassung, daß die Erfüllung menschlicher Existenz im genießenden Haben dessen besteht, was man liebt. Und mit derselben Tradition, die er im Bewußtsein ihrer Gefährdetheit argumentativ plausibel machen will, versteht Pieper solches liebende Haben als einen erkenntnismäßigen Akt.

Ein solcher „Glücks-Theoretizismus“ ist einigermassen kontraintuitiv: Wer stellt sich schon wie Aristoteles sein eigenes Glück als das ununterbrochene Betrachten metaphysischer Prinzipien vor, etwa gar in universitären Philosophie-Seminaren? Es ist aber eine Leistung Piepers, Formen „theoretischen“ Glücks an unvermuteten Orten zu entdecken – wenn Erkennen nicht heißt: Produzieren von Begriffen und Urteilen, sondern: Wirklichkeitserfahrung. In solchem Erkennen allein „haben“ wir zum Beispiel ein Kunstwerk, aber ebenso einen geliebten Menschen. Solches „zweckloses“ Sich-satt-sehen an dem, wonach es uns verlangt, ist ohne den Freiraum der Muße unrealisierbar.

Piepers kulturphilosophischen Überlegungen ist wie seiner ganzen Philosophie eigen, daß sie sich als christliche versteht und darum Theologie zum notwendigen Bezugspunkt hat. Einer Verteidigung kultureller Bedingungen menschlichen Glücks stellt sich die Frage: Was darf ich überhaupt hoffen? Wie auch Kant, der die gleiche Frage aufwirft, sieht Pieper die Antwort im Rückgriff auf Religion. Sollten Neuzeit und Moderne eo ipso einen solchen Rückgriff ausschließen, könnte ihr Preis höher ausfallen als gelegentlich veranschlagt.

Frank Töpfer

* Frankfurter Allgemeine Zeitung, 09.04.1999